

Reinhold Schneider in Basel

Autor(en): **Scherer, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **38 (1960)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1032196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Reinhold Schneider in Basel

Mehr als einmal hat Reinhold Schneider bekannt, wie gern er reise und fremde Länder und Völker kennenlerne. Selbst in jenen Zeiten, da er von seiner Krankheit arg geplagt war, mochte er dieser edlen Leidenschaft nicht entsagen. Allerdings ist er kaum über die Grenzen Europas hinausgekommen, und in seinen Gedichten und Schriften taucht hie und da die Klage des Einsamen auf, des Wanderers in der Fremde, des Heimatlosen im täglich wechselnden Hotelzimmer.

Der Dichter stürmte nicht sinnlos durch die Welt. Bücher begleiteten ihn. Er mühte sich um die Sprachen der europäischen Völker, um ihre Geschichte, ihre grossen Dichtungen, um ihre Kunst. Mit zähem Fleiss hat er gelesen, gelernt, nach innen gelauscht und geschrieben. Aus der lebendigen Begegnung mit den Menschen und ihrem kulturellen Urgrund erwuchs in seinem Herzen das Bild eines Landes, einer Stadt, eines architektonischen Kunstwerks. Von der sichtbaren Landschaft begann sich allmählich das Unsichtbare ihres Schicksals und ihrer inneren Bestimmung abzuheben. In visionärer Schau wurde das Erfahrene und Erahnte lebendig und verdichtete sich alsdann zur sicheren und gültigen Aussage, zum ergreifenden Gemälde. So entstanden seine ersten Bücher in Portugal und Spanien, in England und Deutschland. So entstanden die ungezählten Essays, Gedichte und Erzählungen über Heilige und Herrscher, über Feldherren und Dichter, Denker und Künstler. So entstanden im Laufe der Jahre und Reisen auch jene Aufsätze über Länder, Städte, Völker und Kunstwerke, die nun Curt Winterhalter aus dem Nachlass des verstorbenen Dichters gesammelt und geschickt zusammengestellt hat*.

Schneider hatte die Gewohnheit, seine Arbeiten zu datieren, und so ergab sich die zeitliche Abfolge der Aufsätze von selbst. Er erlebte 1928 Portugal und Spanien, im März 1929 Oberitalien, Mailand, Pisa und Florenz, im Frühling 1930 Südfrankreich, 1931 Rom, Süditalien und Sizilien. Die Essays über Deutschland und die nähere Heimat des Dichters am Oberrhein stammen meist aus den dreissiger Jahren. Den hohen Norden Europas lernte er 1956 kennen. Es kann uns nur freuen, dass nicht nur das Oberelsass, sondern auch ein Teil der alemannischen Schweiz zur engeren Heimat Reinhold Schneiders gezählt wird. Basel und Schaffhausen, der Rhein und Säkingen fanden in seinem Werk ehrenvolle Würdigung.

* Reinhold Schneider, «Schicksal und Landschaft», Freiburg/Basel/Wien, Herder, 1960, 392 Seiten, Leinen Fr. 21.80.

Als Sechszwanzigjähriger hat er 1929 Basel besucht. Noch war er beeindruckt von Italien, von Florenz zumeist. An einem Apriltag betrat er das Basler Kunstmuseum. Wie einst Dostojewskij stand auch er wortlos gebannt vor Holbeins Tafelbild «Der Leichnam Christi im Grab». Dieses Werk und der Totentanz des gleichen Künstlers haben ihn erschüttert. Er ging dann zum roten Münster hinüber. Der Tag begann zu sinken. Basel stand vor seiner Seele, «die kleine Stadt gewaltiger Geister». Aber in seiner Schwermut vermochte er sich dem lastenden Gewicht Holbeins nicht zu entwinden. Es scheint, dass er damals, kurz vor dem geräuschvollen Aufmarsch des Dritten Reiches, angesichts der beiden Meisterwerke Holbeins inne ward, welch trauriges Schicksal dem deutschen Volk und Europa bevorstand. Dass er dies nicht verschweigen wollte und durfte, gehört zur «Tragik der Propheten und ihrer Vaterländer, dass diejenigen, die am meisten lieben, den Untergang immer am sichersten erkennen, dass die tiefe Verbundenheit das Gleiten fühlt, während die Lärmer auf der Oberfläche zu steigen meinen» (22 f.). Möchten wir nicht schnell lesen, was Reinhold Schneider in solcher Stimmung über Basel schrieb? Der Aufsatz befindet sich auf Seite 361 bis 366. Hier ist aber die Stelle über Holbeins Christus im Grab und seinen Totentanz weggelassen:

«Um das Münster ist es still; der Kreuzgang, der die Toten birgt, ist verschlossen von einem durchbrochenen Tor, das den Hall der Schritte aufnimmt und dafür den Schatten zurückgibt, der in der Ferne seiner Gewölbe ruht; niemand geht über den grossen Platz, den alte Häuser bewachen. Es ist gerade noch hell genug, dass die Konturen der Reliefs über dem romanischen Seitenportal sprechen können, eindringlich und verworren zugleich, wie die Stimme eines grossen Meisters, der halb nur zu andern, halb zu sich selber spricht; endlich sind alle Kunstwerke Monologe, das heisst Gespräche mit einem unsichtbaren Partner, einem entrückten Ich, denen wir nur unsicher folgen, weil sie im Grunde nicht an uns gerichtet sind.

Zwei Engel blasen die Posaune und wecken die Toten auf; das grosse Wunder geschieht, doppelt wunderbar in der Stadt des Totentanzes, in der Stadt, die das furchtbarste aller Bilder bewahrt: Holbeins Leichnam Christi im Grabe. Die Toten steigen freudig und eilig aus dem Sarg: es war ja völlig gewiss, dass man sie wieder aufwecken werde zur letzten Entscheidung, auf die sie schlafend warteten wie Kinder, die kurz vor dem grossen Ereignis doch noch die Müdigkeit übermannte. Einige sind schon bekleidet, andere halten, noch nackt, die rasch zusammengerafften Kleiderbündel in den Händen, eine Frau streift hastig den Strumpf über das Knie. Sie sind ein wenig verwirrt von übermässiger Erregung und wissen kaum noch, wie sie die Kleider anlegen sollen in diesen drängenden Minuten, nach so langem Schlaf. Es ist ein bewegter, fröhlicher Morgen und doch viel mehr: ein ungeheures Glück, aus der engen Finsternis sich zu lösen, der Glieder wieder Herr zu sein, nicht mehr schlafen zu müssen. Dennoch verraten ihre Augen, dass sie Wissende sind und dass nun der Tag gekommen ist, an dem sich das Schicksal zum letzten Male schürzt:

das Wort fällt, und wenn es gefallen ist, so gibt es keinen Widerruf mehr; das Unausdenkliche geschieht, dass alle Möglichkeiten zu Ende sind und die ehernen Wände der Ewigkeit keine Verwandlung mehr gestatten. Etwas masslos Gewaltiges ist um die Idee des Letzten Gerichtes, sobald sie lebendig fühlbar wird: während uns nichts gemässer ist als die Veränderung, die Kreise und Umwege auf der Fläche unserer Kugel, das Tiefersteigen im Innern, der Zug durch das Universum, den der Tod zu eröffnen erscheint, während es uns wahrscheinlich ist, dass wir durch unergründliche Zeiten solche Wandernde waren, hören wir hier einen Posaunenstoss, der alle die unzähligen Wege verschliesst und den einen befiehlt, der zum ewigen Beharren führt.

Hinter dem Münster fliesst der Rhein, der die Stadt zerteilt; er strömt hindurch als das Wechselnde im Schatten altertümlicher Häuser, durch die die Generationen ziehen; die Brückenpfeiler stehen ohne Schaumrand in der ruhigen Flut. Basel, die kleine Stadt gewaltiger Geister, die der Strom zerteilt, die zwei Nationen gehört und zwei Sprachen, in welchem erschütternden Sinne ist sie deutsch! Ein offenes Tor, in dem sich die Völker berühren, so wie in Deutschland alle Zeiten und Zonen, ein Tor, um das eigenwillige Häuser stehen, in denen unbemerkt die grossen Schlachten geschlagen werden, die das Schicksal der Welt besiegeln, lange bevor die Welt etwas davon weiss. Diesseits und jenseits des Stroms, zwei Reichen gehörig, in der Überschneidung der grossen Kreise, die die Völker um sich ziehen, als ewigen Schatten vergänglichen Lebens, vom Norden, vom Westen, vom Süden dreifach befruchtet und verstärkt, weil dort die Farbe am tiefsten ist, wo die Flächen sich überdecken: dieses Tor trägt schon das Wappen des Landes, in dem die Vielheit um ihre Einheit kämpft. Denn Deutschland ist das Reich der vielen Staaten, des Ja und Nein, die immer berechtigt sind und sich immer bekämpfen; das Land der Spaltung, die sich fortsetzt bis in jede seiner Wurzeln, in jede einzelne Seele, die zerspalten ist in Herr und Knecht oder in eine Vielheit von Herren und Knechten, die sich bekriegen. Nicht alle sind gleich stark, aber alle haben das gleiche Recht, da sie abgespalten sind vom Grossen; damit erzittert der Boden unserer Siege und Niederlagen von tragischer Wucht. Das Auseinanderstreben ist unser ganzer Reichtum und unser ganzes Verderben; wenn wir den ersten nicht verlieren wollen, müssen wir das zweite bejahen. Zur Feindschaft, zur Flucht, zum Vernichtenwollen bedarf es immer tiefer Verwandtschaft: die ist der niegelöste Knoten unserer Einigkeit . . .

Basel, das schöne Tor der Heimat, ist geöffnet; es wird durchschritten und giesst wie die Zauberpforte des Märchens eine unendliche Fülle des Segens herab, der schwer auf die Schultern fällt. Das Land der Spaltung liegt offen da im ungeheuren Schatten der Zeit; der deutsche Tod weist den Weg, auf dem die Hoffnung weniger gilt als die Notwendigkeit.»

P. Bruno Scherer